

*Michael Beintker –
zur Verleihung des
Karl Barth-Preises
am 7. Mai 2021*

Dank

Sehr verehrter Herr Kirchenpräsident, lieber Christian Schad,
sehr verehrte Frau Laudatorin, liebe Christiane Tietz,
meine sehr verehrten Damen und Herren, Schwestern und Brüder!

für die freundlichen und anerkennenden Worte zu meiner Person, zu meinem Weg und zu dem, was mir in meiner Tätigkeit in Theologie und Kirche wichtig gewesen ist, danke ich herzlich. Ich freue mich sehr, dass die Jury und das Präsidium der UEK beschlossen haben, mir den Karl Barth-Preis 2020 zu verleihen. Das ist eine hohe Auszeichnung, die mich sehr bewegt.

Aber ob das alles so preiswürdig gewesen ist, wie es uns hier und jetzt vorkommt? Ich habe eigentlich nur das zu tun versucht, was mir als die selbstverständliche Verpflichtung eines Menschen erschien, dem die Beschäftigung mit der Theologie zum Lebensberuf geworden ist. Ich hatte Pfarrer werden wollen. Dass es dazu nicht kam, ist wesentlich meinen theologischen Lehrern in Halle zu verdanken, die mich förderten und mich an der dortigen Fakultät („Sektion Theologie“ hieß sie damals) auch in schwierigen Zeiten mit Lehraufträgen und wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben freundlich festgehalten haben.

Als theologischer Lehrer wollte ich den Studentinnen und Studenten Freude an der Theologie wecken und ihnen die Angst nehmen, die nicht wenige überfällt, wenn das Nachdenken über Fragen und Themen der Systematischen Theologie angesagt ist. Als theologischer Forscher wollte ich Themen- und Forschungsfelder bearbeiten, die zentrales Gewicht haben, weil sie an entscheidenden Punkten die Erkenntnis fördern, aber oft unterschätzt werden und schnell in den Schatten der tonangebenden Diskurse geraten. Und schließlich sollte die so entstandene didaktische und wissenschaftliche Erfahrung der Kirche zugutekommen, weil mir im Laufe der Jahrzehnte immer klarer wurde, dass das, was man landläufig Theologieverdrossenheit nennt, die Gegenwarts- und Zukunftsfähigkeit der Kirche in unvermeidbaren Ausmaßen schwächt. Diejenigen, die das auch so sahen, haben mich oft (und meist auch gerne) zu Vorträgen auf Pfarrkonferenzen und Synoden, in Gemeinden und Pastorkollegs eingeladen. Ich geriet *volens volens* in eine mehr als stattliche Anzahl von kirchlichen Ausschüssen und Gremien im In- und

Ausland, so dass mich bisweilen das Gefühl beschlich, dass ich es mit dieser verzweigten und verzwickten Zusatztätigkeit etwas übertreibe.

Es kam jedenfalls dazu, dass das theologische Werk, das mit dieser Preisverleihung gewürdigt werden soll, kaum aus großen Monographien besteht. Es gibt wohl etliche Bücher (die tatsächlich auch gelesen werden), aber es dominiert bei weitem die Gattung des Aufsatzes, der Studie, des Essays, der kleinen Abhandlung, also der – wenn ich das so ausdrücken darf – theologischen Probebohrungen und Erkundungen. „Sie müssen endlich richtige Bücher schreiben“, sagte mir in meinen ersten Münsteraner Jahren ein älterer, wohlmeinender Kollege, „sonst wird aus Ihnen nichts.“

Die Jury und das Präsidium der UEK haben das freundlicherweise nicht ganz so streng gesehen. Mit der Verleihung des Karl Barth-Preises haben sie in meinem Fall jemanden gewürdigt, der wenigstens versucht hat, das der Theologin, dem Theologen Aufgetragene so umsichtig, sachbezogen, kommunikativ und sorgfältig wie nur möglich zu tun. Es mag sein, dass ich mich täusche und dass das doch nicht ganz so selbstverständlich ist, wie es mir erscheint. Aber außergewöhnlich ist es ganz sicher nicht, handelt es sich doch um die Wahrnehmung einer Verantwortung, die jedem Menschen auferlegt ist, der sich auf die Theologie einlässt.

Alles andere als selbstverständlich verlief indessen meine Annäherung an das Werk Karl Barths. Ich habe in einer Umgebung studiert, in der man von Barth nichts hielt und davon abriet, ihn zu lesen. In den Vorlesungen, die ich zwischen 1965 und 1970 in Jena und dann in Halle an der Saale als Student besucht habe, wurde Barth in der Regel nur zur Abschreckung zitiert. Die dogmatischen Kollegs bewegten sich im Klima eines mehr oder weniger milden Luthertums mit hermeneutischen Einschlüssen. Barth, so wurde uns Studierenden vermittelt, habe seine Verdienste und seine Zeit gehabt, sei jetzt aber Vergangenheit.

Es gab freilich eine Ausnahme. Sie sollte sich als recht folgenreich herausstellen. Mit meinem Wechsel nach Halle hatte ich ein Zimmer im dortigen Reformierten Konvikt bezogen. Zum Leben im Konvikt gehörten obligatorische Konviktsübungen. Einige dieser Übungen wurden vom Superintendenten des Reformierten Kirchenkreises der Landeskirche – er führte den Titel Senior – gehalten. Fritz Schröter, so hieß der damalige Senior, war ein echter Barthianer. Er zitierte bei jeder Gelegenheit mit Vergnügen aus Barths Werk und hatte Barths Sprache schon so stark verinnerlicht, dass seine Predigten im Hallischen Dom manchmal wie Abschnitte aus der Kirchlichen Dogmatik klangen (sie waren es natürlich nicht!). Stets benutzte er eines der Pfeifenmodelle, die auf den Fotos von Karl Barth auszumachen waren. So fiel er etwas aus dem

Rahmen dessen, was junge Leute anzieht. Aber gerade darin war er für einige meiner Kommilitonen und mich höchst faszinierend. In Schröters Übungen wurden immer wieder Texte Barths, ja ganze Kapitel der Kirchlichen Dogmatik gelesen und hitzig diskutiert. Wir stritten mit ihm, weil wir der Überzeugung waren, dass man bei Barth nicht stehenbleiben dürfe, und unser Vorurteil verteidigten, dass diese Theologie viel zu dogmatisch sei und an den modernen Fragen vorbeigehe.

Immerhin lernten wir zwei wichtige Dinge: Wir lernten es, Barth zu lesen, ohne vor seinen Texten zu kapitulieren. Und uns wurde bewusst, dass man Gottes Wirklichkeit nicht banalisieren darf, sondern sich stets des Risikos bewusst sein muss, das man auf sich nimmt, wenn man von Gott redet. Dann fiel mir Eberhard Jüngels damals neues Buch „Gottes Sein ist im Werden“ in die Hände. Ich habe es in einem Atemzug durchgelesen. Diese Interpretation der Trinitätslehre war aufregend. Damit begann meine eigentliche Entdeckungsreise mit und an den Texten Barths. Immer weniger habe ich verstanden, weshalb es in unserem Fach ernstzunehmende Menschen gibt, die heftig davon abraten, Barth zu lesen, und es vorziehen, den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts vor allem mit den theologischen Denkmustern des 19. Jahrhunderts zu begegnen.

Ich könnte nun sehr viel über die Entdeckungen sprechen, die ich im Laufe meines Lebens mit und an Barth gemacht habe. Manches ist in den Worten von Christiane Tietz angeklungen. So muss ich die Geduld des geschätzten Publikums nicht herausfordern. Aber eine Geschichte möchte ich doch noch erzählen und etwas zum getrösteten Glauben in den Anfechtungen der Zeit sagen.

Die Geschichte führt in die Deutsche Bücherei in Leipzig, in deren Lesesaal ich zwischen 1977 und 1983 an meiner Habilitationsschrift über Barths Dialektik gearbeitet habe. Das Thema dieser Arbeit hatte ich gewählt, weil ich herausfinden wollte, was es mit der Dialektik Barths auf sich hat. In der abgeschlossenen Welt der DDR war die Deutsche Bücherei ein Leseparadies, weil man dort eigentlich an jede Veröffentlichung im deutschen Sprachraum herankam. Manche Bücher bekam man freilich nur, wenn man einen wissenschaftlichen Verwendungszweck nachweisen konnte. Das war bei einer Habilitation (damals „Promotion B“ genannt) nicht schwierig.

Aber eines Tages reichte auch das nicht. Mir wurde bei der Ausleihe mit vielsagendem Blick bedeutet, dass ich das gerade bestellte Buch nur in einem besonderen Lesesaal lesen dürfe. Über ein Labyrinth von Gängen und Treppen, das mich an Kafkas „Schloss“ erinnerte, gelangte ich in das Dachgeschoss der Bibliothek und dort in einen hellen Raum mit etwa 20 Arbeitsplätzen.

Von der Stirnseite her schauten der oberste Parteisekretär Erich Honecker und der oberste DDR-Minister Willi Stoph ausdruckslos von ihren üblichen Großfotos herunter. Eine Aufsichtsperson legte mir das bestellte Buch auf die grünliche Schreibunterlage des Arbeitsplatzes. Erst dann durfte ich es berühren. Die Schreibunterlage hatte es freilich in sich: Auf ihr prangten das Emblem der Deutschen Volkspolizei und der Appell: „Bürger der DDR, verhindert Straftaten und andere Rechtsverletzungen!“ Vor, neben und hinter mir saßen betont unauffällig dreinschauende Herren, die damit beschäftigt waren, Zeitungen und Zeitschriften aus der BRD zu studieren und sich Notizen zu machen. Vermutlich hatten sie den Auftrag, die wöchentliche Presseschau für das Politbüro des ZK der SED vorzubereiten.

Das entlehene Buch war im Hinblick auf seinen Sperrvermerk eher harmlos; es handelte sich um ein Lehrbuch: Alwin Diemers „Elementarkurs Dialektik“, erschienen in Wien und Düsseldorf. Aber der Vorgang zeigte, wie brenzlich die Beschäftigung mit der Dialektik werden konnte. Man bekam es hier unweigerlich mit der angemäßen Definitionshoheit des Dialektischen Materialismus, sprich marxistischen Metaphysik, für das Gebiet der Dialektik zu tun.

Wer so etwas erlebt, wird Barths Theologie ganz gewiss nicht der Affinität zum antidemokratischen, totalitären Denken bezichtigen. Hier kann ich nur sagen: Diejenigen, die solche Thesen aufstellen, sollten sich glücklich schätzen, dass sie niemals in einem totalitären System leben mussten und dort auf Ideen angewiesen waren, die ihnen beim Überleben halfen. Für mich ist Barths Theologie immer eine Anstiftung zur Freiheit gewesen, zum kritischen Umgang mit der Gängelung und Domestizierung des freien Denkens durch Indoktrination und Machtmissbrauch. In jenem obskuren Lesesaal der Deutschen Bücherei ist mir dieser Freiheitsimpuls besonders wichtig geworden.

Ich ging damals davon aus, dass meine Untersuchungen zu Barths Dialektik am Ende ungedruckt in der Schublade verschwinden würden, weil das Buch ohne tiefe Eingriffe in der DDR kaum hätte erscheinen können. Schon die Behauptung einer Pluralität von Dialektiken wäre anstößig geworden. Viele der zitierten Autoren standen auf der schwarzen Liste jener Theologen, die für den Staat das Geschäft der Zensur besorgten, die es offiziell nicht gab. Dass es anders kam, ist vornehmlich zwei Menschen zu verdanken: dem Onkel meiner Frau, der das Typoskript der Arbeit in seinem Auto nach Hamburg schmuggelte und es dort auf einem Kopierer seines Notariats vervielfältigen ließ, und meinem Kollegen und Freund Gerhard Sauter in Bonn, der mit seinen Mitarbeitern die Drucklegung im Christian Kaiser-Verlag in München, wo es 1987 erschienen ist, koordiniert und begleitet hat.

Für das Programm dieser Preisverleihung haben Sie freundlicherweise als Motiv den Titel eines Textes ausgewählt, den ich im Herbst 1996 geschrieben habe: „Getrösteter Glaube in den Anfechtungen der Zeit“. Es handelte sich um eine Auftragsarbeit. Der Auftraggeber – es war Karl Abel, der damals in den Ruhestand verabschiedete Propst in Halle – hatte das Thema formuliert und sich mich als Redner für den Festvortrag gewünscht. Es freut mich sehr, dass Sie diesen Titel wiederaufgenommen haben. Wie seinerzeit schon der scheidende Hallische Propst haben Sie damit einen Nerv meiner theologischen Arbeit berührt.

Unter dem Evangelium meint Trost den Halt, der dem angefochtenen Glauben aus dem Vertrauen auf den gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus erwächst. Getröstet-Werden ist ein Gehalten-Werden auf festem Boden. Unsere Aufgabe kann sich nicht darauf beschränken, das Nachdenken über den Glauben anzuregen und Impulse für das verantwortliche Handeln in Kirche und Gesellschaft zu entwickeln. Viel mehr, als wir vermuten können, geht es auch um den Raum für das Trösten und Getröstet-Werden. Gerade in dieser hässlichen Pandemie ist das wieder auffällig deutlich.

Auch Kirche und Theologie dürfen sich trösten lassen. Eine untröstliche Kirche und eine untröstliche Theologie wären schrecklich – ein Widerspruch in sich selbst. Im Raum des Tröstens und Getröstet-Werdens sind Barths Texte so etwas wie eine *consolatio theologiae*, um den „Trost der Philosophie“ des Boethius unter verändertem Vorzeichen für die Theologie in Anspruch zu nehmen. Der Trost der Theologie beginnt mit der Einsicht, dass sie die Wahrheit Gottes voraussetzen und sich von ihr tragen lassen darf, weil Gott für seine Wahrheit selbst einsteht und sich in seinem Dasein nicht von den Denkanstrengungen der Theologinnen und Theologen abhängig macht oder begrenzen lässt. Und der Trost der Theologie kann den Glauben in seiner Gelassenheit gegenüber dem, was uns ängstigt, bestärken. Da ist die berühmte Frage: Was sollen wir tun? Barths Antwort auf diese Frage, gegeben 1952 in Radio Basel, war bezeichnend: „... vor allem nicht so viel Angst haben“. Das Jahr 1952 war nicht weniger dramatisch als das Jahr 2021. Der Kalte Krieg war im Koreakrieg eskaliert und die Amerikaner hatten die erste Wasserstoffbombe gezündet, die die bisherigen Atombomben bis zu einem Tausendfachen an Sprengkraft überbot.

Aber auch dann bilden Entängstigung und Ermutigung den Anfang eines jeden lebensdienlichen Denkens und Handelns. Was sollen wir tun? „... vor allem nicht so viel Angst haben“. Das wäre nicht der schlechteste Rat, den Theologie und Kirche heute von Karl Barths Denken empfangen können.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.